

Zeitschrift: Zoom-Filmberater

Herausgeber: Vereinigung evangelisch-reformierter Kirchen der deutschsprachigen Schweiz für kirchliche Film-, Radio- und Fernseharbeit ; Schweizerischer katholischer Volksverein

Band: 34 (1982)

Heft: 14

Rubrik: TV/Radio-kritisch

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 18.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Vom Sieg des Geldes über das Fussballspiel

Ein paar unpassende Anmerkungen nach einem Intensiv-Fussballmonat im Fernsehen

I.

Mundial 82 in España: Das letzte Käseblatt füllte seine Spalten mit Exklusiv-Berichterstattung von der Front. Mitunter las sich das wie eine Sondernummer der Schweizerischen Ärztezeitung: Keagans Rücken, Rumenigges Oberschenkelmuskulatur und Gerets Hirnerschütterung waren Gegenstand detaillierter medizinischer Betrachtungen in der Sport- und Tagespresse. Prellungen, Zerrungen und andere körperliche Schädigungen gab es an der Weltmeisterschaft in Spanien reichlicher als Tore. Die Presse schlachtete das weidlich aus, und das spanische Fernsehen mochte nicht nachstehen. Wenn seine Kameramänner die Optik auf die geschundenen Körper gefällter Balltreter richteten, in Detailaufnahme eine pralle, behaarte Wade zeigten, in kühnem Zwischenschnitt die mit filmisch attraktiven roten Kreuzen und Bahnen ausgestatteten Sanitäter über das Feld eilen lassen, um gleich darauf in das schmerzverzerrte Gesicht des Verletzten zu zoomen, bis man nur noch dessen Halsäpfchen sah, dann hatte man als Zuschauer so richtig das Gefühl, dabeizusein.

Wenn es allerdings zwischen zwei Verletzungen wirklich um das Fussballspielen ging, war das Fernsehen der Iberier entschieden weniger im Bilde. Obschon bei ihnen ein gepflegter und hochstehender Klubfussball gespielt wird – Namen wie Real Madrid, Barcelona, Atletico Bilbao sind jedem fussballbegeisterten Kind schon ein Begriff – scheinen Kameraleute und Regisseure eher auf Stierkampf eingetüft zu sein. Vier Wochen bemühten sie sich mit beinahe schon rührender Unbeholfenheit um visuellen Ballkontakt, rannten – mehr als der schwächste Spieler – verpassten Szenen nach, versuchten

vergeblich, dem Zuschauer so etwas wie eine Übersicht über das Spiel zu verschaffen. Die Wiederholungen in Zeitleupe waren eine reine Glückssache, und ihre Qualität erinnerte an die Urzeiten dieses technischen Hilfsmittels, das den Sportübertragungen am Fernsehen erst ihre Attraktivität verleiht, die oft grösser ist als im Stadion selber (und damit auch ein Zerrbild der Wirklichkeit schafft). Krönung des Unvermögens: Beim Penaltyschiessen im spannenden Halbfinal zwischen der Bundesrepublik und Frankreich verpasste die Regie die entscheidende Szene, als der Franzose Six seinen Elfmeter dem deutschen Torhüter in die gewünschte Ecke schoss und damit die Anwartschaft seiner Mannschaft auf einen der ersten zwei Plätze vergab. Doch nicht nur die Unfähigkeit der spanischen Fernsehleute trübte den optischen Eindruck am heimischen Fernsehgerät: Weil die Fernsehübertragung der Weltmeisterschaft via Satellit für die nord-, mittel- und südamerikanischen Staaten reserviert war, gelangten die Bilder auf terrestrischem Wege über etliche Umleitstationen von Spanien nach Mitteleuropa. Der dabei erlittene Qualitätsverlust war erheblich. Kaum ein richtig scharfes Bild erreichte die gute Stube, und jeder Akteur auf dem grünen Rasen wurde von einem ein- bis dreifachen Schatten treu begleitet.

II.

Der miesen Bildqualität passte sich der Fussball an. Er war keineswegs weltmeisterlich. Mit einem Minimum an sportlicher Leistung eine Runde weiterzukommen war das offensichtliche Bestreben der meisten Teams. Keine Tore zu kassieren war wichtiger, als Tore zu schießen. Der Rechenschieber-Fussball feierte Triumphe, der Catenaccio war härter als Eisenbeton, statt Fussballer waren Sicherheitsspezialisten am Werk, und die Taktiker am Rand des Feldes kamen mehr ins Schwitzen als die Spieler. Langeweile machte sich breit, und wären da nicht



Im Mittelpunkt der Aufmerksamkeit spanischer TV-Kameramänner: Verletztentransport.
Funkbild Keystone

jene Nationalmannschaften gewesen, welche die deutschsprachigen Fussballreporter in ungebrochener Kolonialismus-Überheblichkeit schlicht als *Exoten* bezeichneten, wäre die Mundial echt in die Hosen gegangen.

Diese Exoten also – entwicklungsbedürftig scheinbar auch in füssballerischen Belangen und deshalb von Sportreportern und -moderatoren sogenannt zivilerter Länder mit milder Nachsicht wenn nicht gar leisem Mitleid bedacht – brachten Leben in die Bude: Die Algerier schickten die Deutschen Wunderfussballer mit 2:1 vom Platz. Honduras brachte hochkotierte Nationalteams zur Verzweiflung. Gegen Kamerun tat sich mancher Grosse enorm schwer, und selbst der Fussballzerg El Salvador setzte nach einer Kanterniederlage gegen Ungarn dem Exweltmeister Argentinien hartnäckigen Widerstand entgegen und verlor nur knapp 0:2. Dass dennoch

alle «Fussball-Entwicklungsnationen» bereits in der ersten Runde ausschieden, hat indessen weniger mit deren sportlichem Unvermögen als mit jener Haltung zu tun, die das Verhältnis zwischen Nord und Süd auch in andern Lebensbereichen prägt: Machtanspruch und Arroganz. Den offensichtlichen Beweis dafür lieferten die Deutschen und die Österreicher, die sich in einem abgekarteten Trauerspiel arrangierten, um die Algerier aus der WM zu werfen. Was da auf dem Spielfeld geschah, war nicht mehr dieses taktische Verhalten, sondern unfaire Übervorteilung. Dass der Internationale Fussballverband dies folgenlos geschehen liess, macht diesen Altherrenklub keineswegs glaubwürdiger.

Meistens sind die Methoden, Macht und Arroganz auszuspielen, wesentlich subtiler und funktionieren sozusagen unbewusst: Gegen eine Mannschaft aus der Dritten Welt ist der Linesman mit der Offsideflagge um eine Spur schneller zur Hand, der Schiedsrichter wiederum überlegt sich den Penaltypfiff gegen die Exoten nicht zweimal – zumal wenn die «gesetzte» europäische Elf etwa gar in Rückstand liegt oder vom Ausscheiden

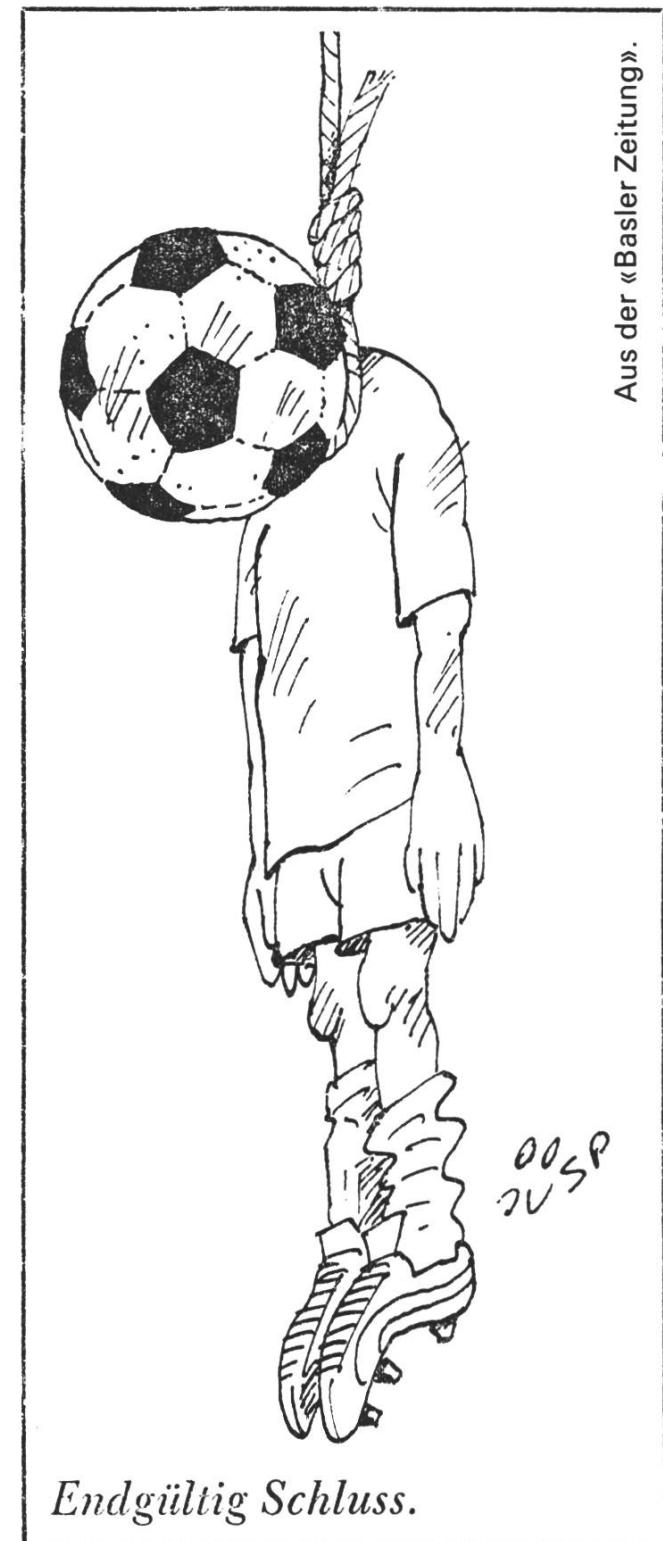
bedroht ist. Wer nicht mit einem Brett vor dem Kopf am Fernseher sass, hatte des öfters Gelegenheit zu beobachten, wie auf diese Weise althergebrachte «Ordnungen» wiederhergestellt wurden.

III.

Mit dem Ausscheiden der Fussballteams aus Algerien, Honduras, Kamerun und El Salvador – wobei, interessantes Detail, Algerien mit vier erzielten Punkten und Kamerun ohne Niederlage auf der Strecke blieben – ging auch die spielerische Substanz der Weltmeisterschaft verloren. Vor allem als dann auch noch die verspielten Brasilianer den Italiener ins Messer rannten und die spielerisch offensiven Franzosen, immerhin im Halbfinal, den Deutschen durch den Zufall eines für sie ungünstig verlaufenen Penaltyschiessens unterlagen, stand einem Triumph des europäischen Kraft-, Krampf- und Knorzfussballs nichts mehr im Wege. Die Bezüger von Spitzengehältern aus der Bundesrepublik und Italien machten die Entscheidung unter sich aus. Das Geld, das diesen degenerierten, lustlosen Fussball provoziert, hat über den einst schönsten und gerissensten Sport gesiegt.

Was das mit dem Fernsehen denn überhaupt zu tun habe, mag sich der Leser fragen, der dieses Heft ja vorwiegend als Medieninteressent und nicht als Sportbegeisterter liest. Viel, sehr viel sogar, muss ich ihm entgegnen. Das Fernsehen hat die Degeneration des Fussballspiels durch seine Partnerschaft (oder wohl besser: Kumpanei) mit jenen, die in dieser Sportart in erster Linie einen Geschäftszweig sahen, im wesentlichen mitverschuldet. Die nahe am Spielfeldrand angebrachten Reklame-Ritter, über welche die Spieler – sozusagen symbolträchtig – immer wieder purzelten, waren in Spanien dafür der wohl augenfälligste Beweis. Erst durch die massenweise und weltweite Verbreitung des Fussballs durch die Television wurde dieser zum gigantischen Werbeträger multinationalen Formats, der sich heute bis in die allen gesunden Menschenverstand sprengende Vermarktung der Spieler auswirkt. Ohne die involvierten gewaltigen Geldsummen – für die TV-Übertragungs-

Aus der «Basler Zeitung».



Endgültig Schluss.

rechte hat ein internationales Konsortium allein 39 Millionen Franken hingeblättert, und das Recht, in den spanischen Stadien Bandenwerbung zu betreiben und die WM auch anderweitig zu vermarkten, liess sich die britische Firma Westnally Ltd. runde 50 Millionen Franken kosten – sähe der Fussball-Spitzensport wohl wesentlich unverkrampfter, spielerischer aus, als man ihn jetzt zu sehen bekam.

IV.

Sich darauf zu berufen, dass man, als die Partnerschaft des Fernsehens mit dem Fussball als attraktive und telegene Sportart eingegangen wurde, nicht ahnen konnte, wohin die Entwicklung führe, ist das eine. Heutzutage Sportkommentatoren die Fernsehberichterstattung zu überlassen, die in der naiven Erwartung des frohen und heilen Sportereignisses an eine WM fahren, um dort wortreich (wenn auch nicht wortgewaltig) zu zerplappern, was der Zuschauer ohnehin auf dem Bildschirm sieht, das andere. Den Vorwurf, nur wenig kompetent und gänzlich ohne Sinn für Zusammenhänge über das berichtet zu haben, was in den Stadien, aber auch zwischen den Spielen geschah, kann man sowohl dem schweizerischen wie den beiden deutschen Fernsehern nicht ersparen. In geradezu fataler Einfalt wurde einmal mehr das grosse und heile Sportfest zelebriert, als wären die Fussball-Weltmeisterschaften durch die quasi globale Fernsehübertragung für rund eine Milliarde Zuschauer nicht längst zu einer Massenbewegung und mitunter auch Massenpsychose geworden, aus der wirtschaftlichen oder politischen Profit zu ziehen, manch einem wichtiger ist als der sportliche Gehalt der Veranstaltung.

Aber die Fernsehmacher haben noch nie ordnend und aufklärend eingegriffen, wenn ihr Medium zum Selbstzweck entartete und selber – wie MacLuhan es ausdrückte – zur Botschaft wurde. Sie haben diese Machtfülle des Mediums vielmehr immer wieder genossen – und sie tun es heute, da das Alltags-Fernsehen zunehmend an Attraktivität verliert, in einem noch viel ungehemmteren Masse: in der Schweiz anlässlich der Fussball-WM durch eine masslose Inanspruchnahme von Sendezeit – wohl kein anderes Land hat so viele Stunden über die Mundial berichtet – und eine weitestgehend kritiklose Kommentierung des Geschehens. Hauptsache war wohl einmal mehr, dass die Einschaltquoten stimmten. Doch weder dem Fussballspiel noch dem Fernsehen wurde damit in Wirklichkeit ein Dienst erwiesen. Der Sport und das Medium haben weitere Sympathien verloren.

Urs Jaeggi

«Couleur 3»: erfolgreicher musikalischer Eintopf

Erste Erfahrungen mit dem dritten Westschweizer Radioprogramm

Vier Monate alt ist es jetzt, das jüngste Kind der SRG – und das Medienbaby ist zumindest in der Westschweiz gerade so populär wie in England der kleine Kronprinz: «Couleur 3», das dritte Radioprogramm der französischsprachigen Schweiz, hat eingeschlagen.

Das beweist neben zahlreichen positiven Hörerreaktionen jetzt auch eine von der Schweizerischen Radio- und Fernsehgesellschaft (SRG) bei über 2000 Romands durchgeführte Umfrage. Danach hören 28 Prozent der Romands das 24-Stunden-Programm. Allein 44 Prozent des Publikums stammt aus den grossen Städten. Der junge Sender hat zudem ein jugendliches Publikum: Ein Drittel der Hörer ist zwischen 15 und 24 Jahre alt. Die Teenager sind es ja auch vor allem, die von «Couleur 3» angesprochen werden sollen. Viele von ihnen hatten, unzufrieden mit den zwei etablierten SRG-Radioprogrammen, mehr und mehr auf staatliche französische Sender wie «Europe 1» und «France Inter» oder auf werbefreie Lokalradios von jenseits der Grenze umgeschaltet. Ein Grossteil dieser Abtrünnigen ist nun offenbar umgekippt und konsumiert Rock, Punk und Disco aus der einheimischen SRG-Küche.

Vor Freude explodieren

Die französischen Werbesender mit ihrem Tag- und Nachtbetrieb waren der SRG schon lange ein Dorn im Auge. Zusammen mit sieben weiteren Gesuchstellern bewarb sie sich beim Bundesrat um eine Konzession für ein drittes westliches Radioprogramm. Doch in Bern hatte man es vorderhand nicht so eilig. Die Sache kam im November 1981 ins Rollen: Der Kommerzsender «Radio Mont-Blanc» begann, seine Non-Stop-Sendungen vom Aosta-Tal aus in die Schweiz und nach Frankreich auszustrahlen. Der auch von Schweizer Verle-

gern unterstützte Sender konnte zwar wegen des schlechten Wetters, das den Installationen auf dem 4000 Meter hohen Tre-de-Tête arg zusetzte sowie Störmanövern der französischen Behörden in der Schweiz nur sporadisch empfangen werden. Doch der Bundesrat wollte nun nicht mehr länger zuwarten: Im Februar dieses Jahres erteilte er der SRG die Konzession für einen dreijährigen Versuch mit einem 24-Stunden-Programm in der französischsprachigen Schweiz. Die Schweizerische Radio- und Fernsehvereinigung (SRFV) – einschlägiger als Hoferklub bekannt – die einzige noch verbliebene ernsthafte Konkurrentin um ein drittes Programm, hatte das Nachsehen.

Am 24. Februar, punkt 12 Uhr, war es dann soweit: SRG-Generaldirektor Leo Schürmann drückte auf den Knopf – und die Westschweiz stand Kopf. Große Euphorie in den Studios von Genf und Lausanne (Radioprogrammdirektor Bernard Nicod: «Hier explodiert alles vor Freude!») und bei den jugendlichen Zuhörern («Adieu la grisaille!»). In den Kommentaren in der Westschweizer Presse schwang zudem eine gewisse Befriedigung mit: Für einmal mussten die Deutschschweizer hinten anstehen.

Viel Musik – wenig Informationen

Was verpassen die Deutschschweizer östlich von Solothurn denn? («*Couleur 3*» soll sogar in Olten noch zu hören sein!) Das Konzept des popigen Radioversuchs auf 100,7 MHz, das die SRG jährlich 1,5 Millionen Franken kosten soll, ist nicht uninteressant. Die Sendezeit ist in je vierstündige Blocks aufgeteilt; jeder Abschnitt ist mit einer Farbe bezeichnet. Die Musik versucht sich der jeweiligen Farbe und Tageszeit anzupassen.

Sehr begehrte ist bei den Hörern der rote Abschnitt (von 17.00–21.00) mit vorwiegend rockigem Sound: 41 Prozent der «*Couleur 3*»-Gemeinde versammelt sich zu diesen Stunden vor dem Radio. Den schwarzen Abschnitt (von 01.00 bis 05.00 Uhr) hören sich immerhin noch fünf Prozent an.

In der Praxis variieren die Musikstilrichtungen zwar von Farbe zu Farbe etwas,

absolut vorherrschend sind aber Rock und Disco. Der musikalische Eintopf wird von Zeit zu Zeit durch ein französisches Chanson, etwas Punk oder vereinzelt Free-Jazz unterbrochen. Überraschend stark vertreten ist die «Neue Deutsche Welle». Die Stücke jagen sich pausenlos, nur gerade unterbrochen von Eigenwerbung, Veranstaltungshinweisen und dürftigen Nachrichtenverschnitten. Die Informationen über Sportveranstaltungen sind ausreichend. Politische Themen kommen aber zu kurz. Kommt einmal eine Auslandmeldung durch, so tönt das etwa so: «Im Libanon sieht es weiterhin nicht gut aus.»

Jugendliche, die sich von einem Radiosender auch etwas Information erhoffen, werden hier enttäuscht. Kurze, aktuelle «Infos», wie sie zum Beispiel der *Pop-Shop* (Südwestfunk 3) oder auch Schawinskis *Radio 24* anbieten, fehlen bei «*Couleur 3*». Die Musik ist zwar meistens schmissig, von einem «von Ideen sprühenden» Radio aber, wie es sich «*Couleur 3*»-Inspirator Jean-François Acker vorgestellt hatte, kann man bis jetzt jedenfalls kaum sprechen.

Meinungsverschiedenheiten und «Jura-Frage»

Aber will das Zielpublikum «Jugend» überhaupt Informationen über Lehrlingsprobleme, politische Aktivitäten oder kulturelle Veranstaltungen? Oder ist eben gerade das die Zauberformel: Musik, Musik und nochmals Musik? Und wenn ja, welche Stilrichtungen sollen neben dem harten Sound, der vor allem die Teenager anspricht, noch berücksichtigt werden? Über diese Grundsatzfragen kam es unter den rund 30 «*Couleur 3*»-Machern denn auch zu Meinungsverschiedenheiten. Dabei spielten auch alte Rivalitäten zwischen den Studios Genf und Lausanne eine Rolle. Die beiden Radiostudios teilen sich nämlich in die 24stündige Arbeit. Lausanne betreut den Sender von 5.00 bis 17.00 Uhr, Genf übernimmt für die Nacht. Die internen Schwierigkeiten wurden in der Westschweizer Presse breit ausgewalzt. Mittlerweile scheinen sich die Gemüter aber wieder beruhigt zu haben. Ro-

land Tillmanns, verantwortlich für das Lausanner «*Couleur 3*»-Studio: «Die Differenzen sind bereinigt. Im übrigen sind solche Diskussionen bei einem neuen Projekt normal.»

Keineswegs bereinigt ist dagegen noch die «Jura-Frage». Die Jurassier sind verschnupft, weil sie «*Couleur 3*» dort (noch) nicht empfangen können. Vier Petitionen in dieser Sache liegen bereits beim Neuenburger Kantonsparlament. 6000 frustrierte Bergler fordern nun eine provvisorische Konzession für einen eigenen Lokalsender. Denn immerhin zahlen sie die gleichen Gebühren wie die Empfänger im Léman-Becken.

Alles in allem scheint sich die Vorwärtsstrategie Leo Schürmanns beim Versuch «*Couleur 3*» indessen gelohnt zu haben. Der SRG-Boss ist denn auch sehr zufrieden: «Wir sind mit «*Couleur 3*» zunehmend erfolgreich.» Wenn sich daran nichts Entscheidendes ändert, wird es in der Romandie wohl kaum beim Versuch bleiben. Und soeben hat die SRG nun auch ein Gesuch für ein drittes Deutschschweizer Radioprogramm eingereicht. Ausstrahlungen wären nach Leo Schürmann technisch ab Januar 83 möglich. Vorderhand haben die Westschweizer ihr «regenbogenfarbiges» Radio also noch für sich.

Gerhard Nievergelt

BÜCHER ZUR SACHE

Vom (fehlenden) Geld und seinen Folgen

Thomas Maurer, *Filmmanufaktur Schweiz. Kleine ökonomische Entwicklungsgeschichte*. Zürich 1982, Schweizerisches Filmzentrum, 200 Seiten, 43 Abbildungen, 12 Tabellen, Fr. 16.80 (Texte zum Schweizer Film 5)

Das vorliegende Buch ist die vollständig überarbeitete und aktualisierte Fassung einer soziologischen Diplomarbeit, die Thomas Maurer 1979 an der Freien Universität Berlin eingereicht hat. Seit Anfang 1980 ist Maurer Leiter der Filmförderung im Eidgenössischen Departement des Innern. Wie er die prekäre wirtschaftliche Lage des Schweizer Films sieht und welche Schlüsse er zu deren Verbesserung zieht, wird demnach nicht ganz ohne Folgen für die Filmförderungspolitik des Bundes sein. Schon deshalb beansprucht dieses Buch nicht nur das Interesse der Filmschaffenden, sondern auch jenes der Politiker, Journalisten und all derer, denen die Entwicklung des Schweizer Films nicht gleichgültig ist. Und dieses Interesse verdient «Filmmanufaktur Schweiz» in hohem Masse, ist dieses Buch doch die bisher umfassendste, gründlichste und

mit Zahlen und Statistiken bestens dokumentierte Analyse ökumenischer Bedingungen und Grundlagen der neueren Schweizer Filmproduktion.

Untersucht wird die Entwicklung der schweizerischen Filmproduktion am Beispiel von 101 *Spielfilmen* von mindestens 75 Minuten Dauer, die zwischen 1966 und 1980 entstanden sind. Diese Beschränkung auf den Spielfilm ist zugleich Stärke und Schwäche der vorliegenden Analyse. Die Stärke liegt in der Konzentration auf die Spielfilmproduktion, wodurch die Analyse ihrer ökonomischen Entwicklung exemplarisch wird. Die Schwäche liegt darin, dass der Spielfilm nur ein Teil, wenn auch ein gewichtiger, des gesamten Filmschaffens ist und sich dessen spezifische Problematik nicht ohne weiteres auf das gesamte Filmschaffen übertragen lässt.

Anhand von Beispielen zeichnet Maurer die Produktionskostenentwicklung und Kostenstruktur vom «cinéma copain» der sechziger Jahre bis zu den professionellen Produktionen von heute, die zwischen 1,2 und 1,8 Millionen kosten, nach. Die Ergebnisse sind in fünf Thesen zusammengefasst. So wird etwa nachgewiesen, dass die Produktionskostensteigerung teilweise ein Scheinproblem ist, weil in